

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Der "Tagblatt"-Redaktor
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

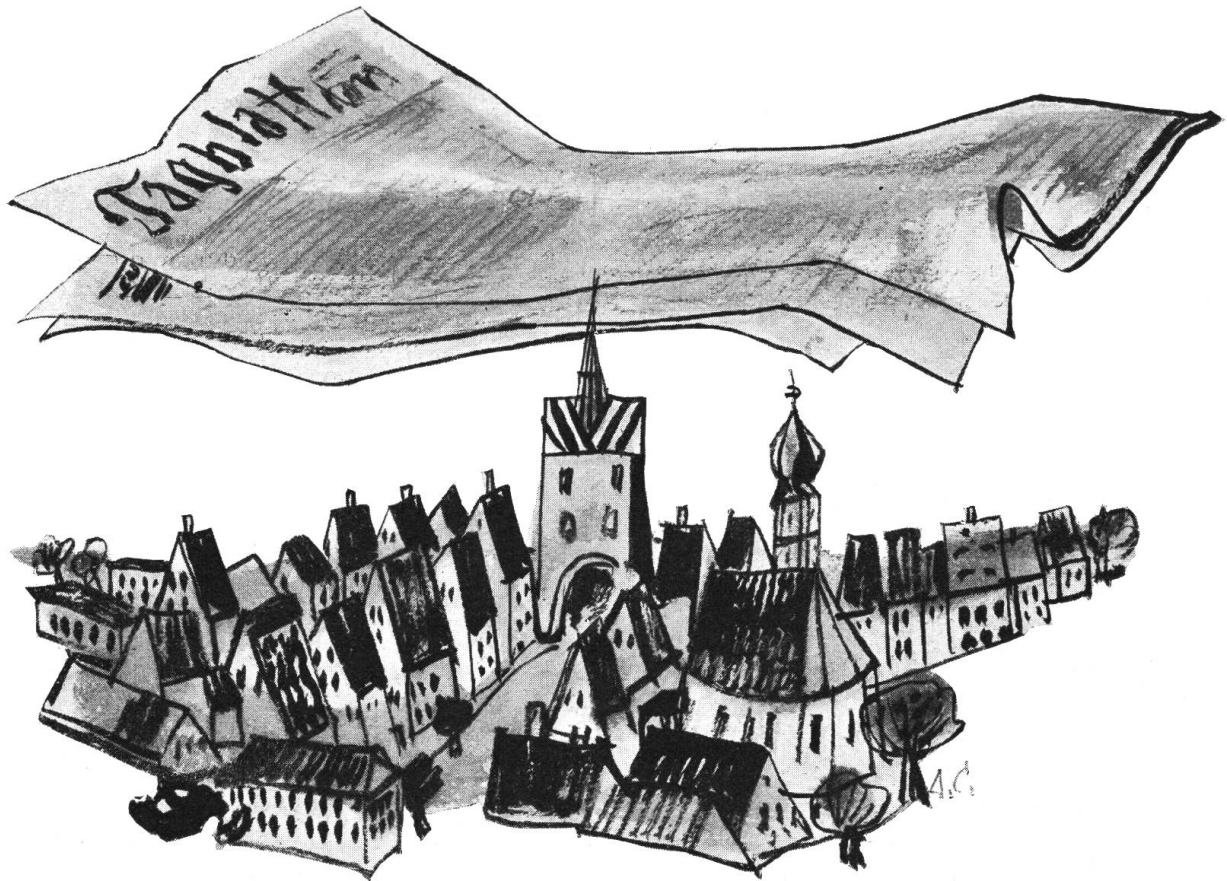
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der „Tagblatt“-Redaktor

Von * * *

Illustration von A. Carigiet

Ein Schulbub erlebt die Macht der Presse

Während des letzten Weltkrieges war das Petroleum in unserm Lande sehr rar, was damals viel stärker empfunden wurde als heute, da zu jener Zeit noch lang nicht alle Wohnhäuser mit elektrischer Lichtanlage versehen waren.

Als ich eines Tages von der Schule heimkam, bemerkte ich vor einem Speze-reiladen unserer Nachbarschaft eine grössere Menschenansammlung. Sofort dachte ich: « Petrol! »

Meine Vermutung erwies sich als richtig. Als einziger Bub einer alleinsteh-

henden Witfrau hatte ich, trotz meiner Jugendlichkeit, gelernt, dass man sich wehren muss, wenn man zu seiner Sache kommen will. Wenige Minuten nach meiner glücklichen Wahrnehmung stand ich also mit unserm « Petrolpintli » mitten in dem Menschenhaufen. Ich liess meine Ellenbogen spielen und war nach einem etwas aufgeregten Wartestündchen in den Besitz der so sehr begehrten « zwei Liter » gekommen, wofür mir meine gute Mutter von Herzen dankte.

Etwas jedoch hatte mich geärgert: Während die vielen Leute mehr oder weniger geduldig auf dem Trottoir draussen auf Einlass warteten, entdeckte ich durch das Türfenster, dass eine Frau durch einen hintern Eingang den Laden betrat und sofort bedient wurde.

Ohne meiner Mutter etwas zu sagen, setzte ich mich hin und schrieb eine etwas

hässige Kritik des von mir beobachteten Vorganges nieder. Ich hatte oft schon in unserm Lokalblatt derartige Einsendungen gelesen, denn die Zeitungen hatte ich sozusagen vom Tag an, da ich die Buchstaben kannte, immer studiert.

In einem Begleitschreiben an die Redaktion berief ich mich darauf, dass ich seit Jahren (!) Abonnent des « Tagblattes » sei, und dass ich demgemäss auf freundliche Berücksichtigung hoffe. « Mit Hochachtung: X. X. » Den Vornamen deutete ich nur mit dem Anfangsbuchstaben an, dafür setzte ich die genaue Adresse hin, im Vertrauen darauf, dass der geschätzten Redaktion die persönlichen Verhältnisse ihres neuesten Mitarbeiters nicht bekannt seien.

Am andern Tage las meine gute Mutter in der Lokalchronik des « Tagblattes »:

„Sind alle Schweizer gleich vor dem Gesetz?
... Vor dem Gesetz vielleicht schon, aber nicht im Urteil des Spezereihändlers X X, an der Marktgasse. Wenn das Petroleum heutzutage schon rar ist, so sollte doch dieser Herr, dem früher alle Kunden lieb waren, jedermann gleich behandeln. Oder ist das Geld derjenigen, die auf dem Trottoir stehen müssen weniger wert als dasjenige der Bevorzugten, die durch das Hintertürchen schlüpfen...?“ usw.

Meine liebe Mutter wollte mir zuerst gar nicht glauben, dass ich es sei, der diesen Streich vollführt habe. Halb ängstigte sie das Abenteuer; aber die Genugtuung darüber, dass etwas von ihrem Sohne Geschriebenes in der Zeitung gedruckt stand, leuchtete ihr aus den Augen.

Noch grösser war ihr Stolz, als ich einige Tage später mit einem Paket Kaffee, mit einer Büchse Gemüsekonserven und mit einer Tafel Schokolade nach Hause kam.

— « Woher? »

« Ich weiss heute noch nicht, wie der Krämer dazugekommen ist, in mir, der ich doch noch ein Schulbub war, den Verfasser der « Tagblatt »-Einsendung zu vermuten oder gar zu erkennen. Ich weiss bloss noch, dass er mich am nächsten Tag

auf der Strasse anhielt, mir umständlich die Angelegenheit wegen der Hintertüre erklärte, die nach seiner Darstellung durchaus in Ordnung war, da es sich bei der « Hintertürchenkundin » um eine Mieterin des Hauses selbst handelte.

Kurz, der Krämer brachte mich dazu, für das « Tagblatt » eine kurze Richtigstellung abzufassen, und mir gelang es, diese Zurückbuchstabierung tatsächlich in der Zeitung unterzubringen. Für meine Bemühungen entschädigte mich der Krämer mit den genannten Gaben.

Manch ein handfester Leser wird sich nun wohl sagen, dass er am Platze des Krämers diesen anrühigen Handel nicht so erledigt hätte. Es waren aber damals andere Zeiten, und ich frage mich heute noch, ob der Krämer nicht doch ein ganz guter Diplomat war. Jedenfalls ist ihm meine liebe Mutter bis an ihr Lebensende eine treue Kundin geblieben.

Ich, meinerseits, hielt dem « Tagblatt » unverbrüchliche Treue. Mein erstes Korrespondenten-Erlebnis hatte mich zum Glück gelehrt, dass es mit dem « Hineinpfeffern » nicht immer getan ist.

Eine Reportage, die über mein Leben entschied

Vielleicht war das duftende Kaffeepaket, das der Krämer mir damals an der Marktgasse ausgehändigt hatte, für mich von schicksalhafter Bedeutung. Als für mich nämlich die Zeit der Berufswahl gekommen war, entschied ich mich für den Kaufmannsstand und trat in einem muntern Städtchen unserer Nachbarschaft in die Lehre, wo ich nun bald genug der früher so oft vermissten Kostbarkeiten wie Petrol, Zucker, Kaffee, Schokolade usw. usw. um mich hatte.

Aber auch als kaufmännischer Angestellter folgte ich hie und da meiner unbezähmbaren Schreiblust und berichtete dem « Tagblatt » über Naturerscheinungen, gesellschaftliche Ereignisse usw. Dafür erhielt ich zwar nie mehr, weder Kaffee noch Konserven, aber das bescheidene

Honorar — 5 Rappen die Zeile — verbesserte doch sehr oft meine privaten Monatsabschlüsse.

Anno 1926 richtete ein gewaltiger Sturmwind in den Neuenburger- und Berner Freibergen gewaltigen Schaden an. Es fügte sich, dass ich gerade am Tage nach dem Zyklon einen fünftägigen Ferienurlaub antrat. Vom Drange getrieben, in der kurzen Zeit etwas zu erleben, reiste ich sofort in das Unwettergebiet.

Als ich da die niedergelegten Wälder, die zusammengeschlagenen Häuser und die obdachlosen Menschen sah, erfasste mich eine starke Gefühlswallung. Ich setzte mich auf offenem Felde hin, schrieb einen langen Bericht und sandte ihn am gleichen Tage noch an « meine » Zeitung. Die Photos, die ich als vollkommener Dilettant mit einem « Kistli-Apparat » aufgenommen hatte, liess ich in La Chaux-de-Fonds kopieren. Am folgenden Morgen waren auch sie im Besitz des « Tagblattes ».

Als ich einige Tage später heimkam, sah ich zum zweitenmal jenes freudige Leuchten im Auge meiner lieben Mutter. Das « Tagblatt » hatte meinen Bericht über die Sturmschäden der Freiberge in guter Aufmachung, mit Bildern und mit vollem Verfassernamen abgedruckt.

Das war das erste und — bis heute — das letztmal, dass einer meiner Artikel im « Tagblatt » gezeichnet erschienen ist. Vom Herrn Verleger lag nämlich noch ein Brief da, in dem ich ersucht wurde, baldmöglichst auf dem Bureau vorzusprechen . . . Honorarfrage?

Es war ein Samstag. Der Zeitungskönig des « Tagblatt » empfing mich mit Dank und Gruss, eröffnete mir, sein bisheriger Redakteur, der überhaupt für den Rücktritt reif sei, liege gegenwärtig an Ischias darnieder, und ich sollte am Montag die Redaktion des « Tagblatt » übernehmen.

Eine Stunde später eröffnete ich meiner Mutter, dass ich Redakteur des « Tagblatt » geworden sei. Ihr Mund sprach von Bedenken und Einwänden —

aber ihr Auge leuchtete. Ach, wie gut kannte ich jenes Leuchten in meiner Mutter Augen! Sie war es ja, die Zeit meines Lebens an mich und an meine Fähigkeit geglaubt hatte, selbst als alle Rektoren und Schulpräsidenten ihre Zöpfe wackeln liessen.

Der verhängnisvolle Frühschoppen

Von meinem Vorgänger — schändlicherweise nannte ich ihn für mich selbst schon am ersten Tage so — hatte ich wenig Gutes gehört. Als ich jedoch am Montagmorgen meine Tätigkeit in der Redaktionsstube aufnahm, fragte ich mich doch bald, ob die angeblich so mangelhafte Arbeit meines « Vorgängers » diesem allein zur Last gelegt werden dürfe.

Ich fand auf dem Schreibtisch die berühmte Redaktionsschere und den legendären Leimtopf. Sonst aber sah es ziemlich ärmlich aus. Es fehlte an einem Brieföffner, an einem Locher, an einem Ordner, an einem Wörterbuch, von den andern Mängeln, die ich erst später empfand, nicht zu reden.

Um es mit meinem Verleger nicht schon am ersten Tage zu verderben, brachte ich all diese Kleinigkeiten von zu Hause mit, ebenso ein älteres Konversationslexikon, mit dem ich seit meiner Kindheitsjahre wohlvertraut war.

Im Schreibtisch fand ich wenig, was mir dienen konnte. Nachdenklich wurde ich, als ich aus dem untersten Schubfach einen währschaften Halbliter, enthaltend einen Weissweinrest, zutage förderte.

Mein « Vorgänger » war mir von verschiedener Seite als sehr produktiver Mann geschildert worden. Jeden Morgen war er um 5 Uhr an der Arbeit, jeden Tag schrieb er — jahraus, jahrein — seinen aussenpolitischen Leitartikel. Erst später erfuhr und begriff ich, welche Bewandnis es damit hatte. Gleich zu Beginn meiner Redaktionstätigkeit war es für mich jedoch klar, dass flüssiger « Betriebsstoff » zur Kraft- und Ideenerzeugung bei mir nicht in Frage kommen konnte. Der « Vorgänger » war, wie ge-

sagt, zu Beginn meiner Berufstätigkeit schwer an Ischias erkrankt. Der Verleger liess bald durchblicken, dass er mit der Arbeit dieses Mannes seit langem nicht mehr zufrieden sei.

Das « Tagblatt » war und ist eine Zeitung, die namentlich den lokalen und regionalen Interessen dient. Mein Verleger äusserte die Meinung — die ich bald als richtig anerkennen musste — dass dem Redakteur namentlich die Bearbeitung des lokalen Teiles zufiel. Hierin liess es mein « Vorgänger » fehlen. Es bestand daher die Absicht, ihn nach seiner Genesung irgendwie auf halbe Arbeitsration zu setzen. Aber nach einigen Wochen legte er sich, von einer schweren Herzkrisis erfasst, neuerdings aufs Krankenbett und war nach wenigen Tagen tot.

Ich wurde nun — ohne Zeremonie — definitiv in die Rechte und Pflichten eines verantwortlichen Redakteurs eingesetzt. Mein Name kam in den Kopf der Zeitung.

„Letzte Meldungen“

Wie die meisten Schweizer Zeitungen, ist auch unser « Tagblatt » auf die Schweizerische Depeschagentur abonniert. Der Zeitung selbst werden aber die « Depeschen » nicht etwa telegraphisch, sondern als einfache Brief-Drucksache zugestellt, in vier bis fünf Sendungen pro Tag. Das Morgen-« Pli » ist das wichtigste. Um 7 Uhr spätestens, sehr oft aber auch schon um 6 Uhr, wird es mir durch unsern Ausläufer auf den Redaktionstisch gelegt. Auf den gelben Blättern stehen die Schweizernachrichten, auf den weissen die Auslandsberichte. Es kommen mir im Tag dreissig bis sechzig solcher Blätter in die Hände. Jedes enthält durchschnittlich fünf einzelne Meldungen, so dass ich also Tag für Tag ein Material von 150 bis 300 Nachrichten zu sichten habe.

Im « Tagblatt » erscheinen pro Nummer vielleicht fünfzig Agenturnachrichten (oft sogar noch weniger). Der Rest, das heisst 60—80 Prozent des ganzen Dienstes, wandert in den Papierkorb, und

ich glaube, dass mir wenigstens hierfür ein Dank der Leser gebührte. An der Auswahl zeigt sich eben, ob der Redakteur etwas taugt.

Sehr viel Zeit nimmt auch die Titelerstellung in Anspruch. Nirgends wie hier werde ich mir der Tatsache bewusst, dass zwei Seelen in meiner Brust wohnen. Wenn ich einen Leitartikel schreibe über die in Aussicht stehende neue Steuervorlage, so möchte ich den Titel dieser Abhandlung gerne literarisch-schöngeistig verbrämen und dabei auch etwas Ironie mitfliessen lassen. « **Von kommenden Dingen...** » wäre nicht übel. Es gibt aber ein unerbittliches Berufsgesetz, das vom Journalisten verlangt, dass er möglichst alles, was er auf zwei Spalten sagen will, bereits im Titel ausdrücke. Diesem Gesetz sind die Redakteure der Weltpresse — namentlich der amerikanischen — blind ergeben. Was aber ein Redakteur von der guten alten Schweizerschule ist, dem graut es vor dieser Titel-Keilschrift, die im Grunde genommen keinen andern Zweck hat als den, einem flüchtigen Leser das Studium dessen zu ersparen, was im Artikel selbst gesagt wird.

Also, wie soll ich schreiben...

« **Steuererhöhung in Sicht!** » oder: « **Von kommenden Dingen.** » « **Ergebnis der Nationalratswahlen** » oder « **Nach der Schlacht.** » « **Wo bleibt die Kanalisationsabrechnung?** » oder « **Unbeantwortete Frage.** » « **Was will Hitler?** » oder « **Rätselhaftes Schweigen.** »

Je nach Umständen, nach Inhalt des Artikels, nach seiner Aktualität wird der ewig zwischen zwei Möglichkeiten schwebende Zeitungsschreiber von Fall zu Fall wählen, was ihm und seiner Laune passend erscheint.

Gefährliche Titel

Ein ungeschickt gewählter Titel kann zu Scherereien, ja sogar zu Prozessen führen, auch wenn die Meldung selbst durchschlüpfen möchte.

ENTWEDER ODER

Jakob Schaffner: *Berge, Ströme und Städte*
Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

Jakob Schaffner, den wir jahrelang zu unsern bedeutendsten Schriftstellern zählten, nennt sein neues Buch «eine schweizerische Heimatschau». Dieses Werk Schaffners wird uns nicht restlos gefallen, da wir mit seinen politischen Ansichten nicht immer einiggehen. Das ist aber kein Grund, um es totzuschweigen. Gewiss belegt es einen Armutszustand an Herz und auch an Geist, wenn über politischen Meinungsverschiedenheiten alte Freundschaften in die Brüche gehen oder die Hochschätzung für einen Schriftsteller sich in Abneigung verwandelt usw.

Aus einer Besprechung im «Zürcher Student».

Nein, im Gegenteil: Es belegt einen Armutszustand an Herz und auch an Geist, wenn heute über politischen Meinungsverschiedenheiten alte Freundschaften nicht in die Brüche gehen. Der junge Mann, der diese Besprechung schrieb, ist sicher ein guter Patriot, aber seine Rezension ist ein typisches Dokument der politischen Instinktilosigkeit, die immer noch bei vielen Intellektuellen herrscht. Der Mensch ist eine Einheit, und es geht nicht an, einen Schriftsteller politisch zu verneinen, literarisch aber zu bejahen. Solche subtile Unterscheidungen stehen der Literaturgeschichte an, nicht aber den Zeitgenossen. Ein Schriftsteller, der sich offen als Feind unserer Demokratie kennt, muss restlos abgelehnt werden.

Ein rechter Norweger wird den Quislinganhänger Hamsun ablehnen, mag er noch so sehr vom literarischen Wert seiner Werke überzeugt sein.

Es gibt eine Grenze, wo die Toleranz zu Dummheit wird. Das Schaf, das «wissenschaftlich objektiv» die sportlichen Leistungen des Wolfes bewundert, der es fressen will, verdient aufgefressen zu werden.

In den ersten Jahren meiner Redaktionstätigkeit wurde einmal bei uns das Gerücht vernehmbar, es seien in der Gemeindeverwaltung unseres Nachbarstädtchens X. Unregelmässigkeiten aufgedeckt worden. Nun entspricht es einer freundschaftlichen Sitte, dass man die Kunde von nachbarlichen Schwulitäten und Schwierigkeiten liebevoll hegt. Wir sind ja alle «von Seldwyla»! Mit Rücksicht auf das Wagnis, das man läuft, wenn man von solchen Dingen berichtet, ohne genau orientiert zu sein, hatte ich immerhin die Meldung einige Tage unterdrückt. Dem bekannten «wiederholt geäusserten Verlangen aus unserm Leserkreis entsprechend», setzte ich mich schliesslich aber doch hin und schrieb unter der Ueberschrift: «**Unregelmässigkeiten in der Gemeindeverwaltung von X?**» eine möglichst unverfängliche Notiz für unsern Lokalteil. Zu meinem grössten Schreck machte ich am Mittag die Feststellung, dass das in diesem Falle sehr bedeutsame Fragezeichen auf dem Wege von der Redaktion zur Rotationsmaschine irgendwo «unter den Tisch gefallen» war. So hiess es denn in meinem Titel kurz und knapp: «**Unregelmässigkeiten in der Gemeindeverwaltung von X.**»

Was war da zu tun? Ein fehlendes Fragezeichen kann man nicht gut berichtigen. Am andern Tage hatte ich schon einen Brief des bekannten Rechtsanwaltes Y. aus X., worin mir angekündigt wurde, dass mich der Gemeindegemeinderat von X. «wegen Verletzung der persönlichen Verhältnisse» belangen werde.

Mein Rechtsberater machte ein langes Gesicht, das sich in den folgenden Tagen noch verlängerte, als sich herausstellte, dass die vom «Tagblatt» an den Tag gebrachten Unregelmässigkeiten (es handelte sich um einen Betrag von 6000 Franken, der irgendwie abhanden gekommen war) nicht von Organen der Gemeindeverwaltung selbst begangen worden waren, sondern dass ein unglücklicher

Früchte- und Gemüsehandel in Frage stand, den ein Arbeitsloser organisiert hatte, um sich und seinen Leidensgenossen zu helfen. Allerdings waren es zur Hauptsache Gemeindegelder, die verschwunden waren, aber die Gemeindeorgane waren doch nicht in dem Mass an der Sache beteiligt, als es für meine jetzige rechtliche Position wünschbar gewesen wäre. Ich musste froh sein, die Sache mit einer unumwundenen Satisfaktionserklärung aus der Welt schaffen zu können.

Natürlich werden allerletzte Meldungen heute immer telephonisch übermittelt; doch kann es sich hierbei namentlich für kleinere Zeitungen immer nur um kürzere, wirklich bedeutungsvolle Informationen handeln.

Die politischen Verhältnisse unserer kleinen Schweiz sind trotz ihrer Vieltätigkeit ziemlich übersichtlich, für denjenigen, der darin aufgewachsen ist. Der Auslandteil war zur Zeit, da ich Redakteur wurde, ein ziemlich gefahrloses Parkett — nicht nur für unser « Tagblatt ». Hierin ist allerdings zu Beginn der dreissiger Jahre ein für den Journalisten gefährlicher Wandel eingetreten. Berlin, Moskau, London und Tokio liegen heute vor der Schwelle unserer Haustüre. Wenn es mir auch nicht ansteht, mich selbst zu rühmen, so darf ich doch sagen, dass ich « mit meinem grössern Zwecke wuchs ».

Genug weiss ein Zeitungsredakteur nie; eine gründlichere Bildung hätte mir oft gute Dienste geleistet. Andererseits hat mich mein Dilettantismus davor bewahrt, immer alles besser wissen zu wollen. Bei der Auswahl meiner Depeschen lasse ich mich jeden Tag von der Absicht leiten, meinen Lesern wirkliche Nachrichten zu vermitteln, statt bloss leeres Geschwätz. Auch möchte ich ihnen bei all unserer Parteinahme doch gern ein einigermaßen wahrheitsnahes Weltbild vermitteln.

Der Leitartikel

Mein Vorgänger am « Tagblatt » hatte während mehr als zehn Jahren jeden Tag einen aussenpolitischen Leitartikel geschrieben. Mindestens dreitausend dieser Elaborate ruhen heute in den vergilbten Einbänden. Ich habe genug davon gelesen, um sagen zu können, dass es sich zur Hauptsache um Arbeiten von sehr mässigem Werte handelt. Mein Vorgänger war ein Mann von Bildung, eine Kraftnatur, ein unermüdlicher Schaffer und ein guter Stilist obendrein. Vielleicht ist es nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass er an seiner Leitartikel-Zwangsarbeit zugrunde gegangen ist. Jahrelang trank dieser bedauernswerte Mann, bevor er zum Morgenessen ging, einen halben Liter Weisswein, sicher in der Meinung, dadurch seine produktiven Kräfte zu wecken.

Es gibt Zeiten, da komme ich in ein Fieber, und es dünkt mich, ich möchte es meinem Vorgänger gleich tun. Ueber Aussenpolitik, über Innenpolitik, über Gemeindeangelegenheiten, über Kulturfragen, über alles Mögliche möchte ich schreiben. Aber dann tritt nach einigen Tagen die Erlahmung ein, es wird mir beinah übel, wenn ich die Schreibmaschine nur ansehe; es ist mir, als würde ich nie mehr in meinem Leben einen Leitartikel zustandebringen.

Mir ist es das liebste, wenn ich am Morgen auf die Redaktion komme und im « Pli » irgendeine sehr überraschende, wesentliche Meldung finde, oder wenn ein bedeutungsvolles Abstimmungs- oder Wahlresultat vorliegt. Dann weiss ich, dass meine Leser von mir eine Stellungnahme erwarten. Ich setze mich hin, umschreibe meinen Standpunkt, rede zur Sache, so gut ich es verstehe und so gut es in der knappen Zeit möglich ist. Am Mittag steht dann der Leitartikel in der Zeitung. Da fühle ich mich in meinem Element, da nehme ich es mit jedem Tintenschlecker auf. Aber — unter uns gesagt — das wichtigste in unserer Lokalzeitung ist nicht der Leitartikel.



Bernegger

Federzeichnung

„Lokales“

Wenn ich mich über die schwere Anfängerzeit auf meinem Posten halten konnte, so verdanke ich das wohl in erster Linie der Tatsache, dass ich die Bedeutung der Lokalchronik erkannte. Das habe ich nicht in der Schule gelernt, sondern bei meiner lieben Mutter, die das « Lokale » immer zuerst las, trotzdem sie für alles Interesse hatte, was das « Tagblatt » brachte.

Weil ich selber in diesem Städtchen aufgewachsen bin, weiss ich, was die Leute von der Bedeutung ihrer eigenen kleinen Welt halten. Fast alle Zeitungen in der Schweiz, selbst unsere hoffärtigen Schwestern in den grossen Städten, sind Lokalzeitungen — zum mindesten auch Lokalzeitungen. Das ist ganz natürlich und durchaus in der Ordnung. Man kann auch die kleinen Dinge der Lokalchronik

in einem gesunden Geiste pflegen. In der Lokalchronik zeigt sich, ob die Redaktionsführung gewissenhaft ist.

Einmal schrieb mir ein Korrespondent, dass am Schluss einer patriotischen Kundgebung « der Schweizerpsalm in mächtigen Tönen durch die Kirchengewölbe gedungen sei ». In Wirklichkeit war aber der programmässige Schweizerpsalm weggefallen, was jedoch mein Korrespondent nicht wissen konnte, da er sich vorher von der Feier wegbegeben hatte.

Ein solches Malheur könnte mir schwerlich bezeugen, weil ich mir zum Grundsatz machte, nie über etwas zu schreiben, was ich nicht bezeugen kann.

Eines Tages hatte ich auf der Redaktion die Idee, das Fenster zu öffnen, um nach dem Wetter zu sehen. In diesem Augenblick bemerkte ich im Hause gegenüber auf dem Fensterrahmen des obersten Stockwerkes eine ältere Frau; bevor ich mir recht überlegen konnte, was da vorging, machte die Frau einen Sprung ins Leere; vor Grausen schloss ich die Augen, im gleichen Augenblick ertönte ein Schrei, und ich rannte nach unten. Die Frau war augenblicklich tot. Bald standen Leute herum, und da nichts zu helfen war, besann ich mich auf meinen Beruf. Es war gerade vor Redaktionsschluss, und am Mittag trug bereits das « Tagblatt » die Hiobsbotschaft von dem Selbstmord der Unglücklichen in alle Haushaltungen.

Andern Tags bekam ich den Besuch von vier schwarzgekleideten Männern, die sich als Angehörige der Verstorbenen vorstellten. Sie verlangten eine Berichtigung, da es sich nicht um Selbstmord handle, sondern um Unglücksfall. Ich verweigerte die Berichtigung. Resultat: Drei Abonnementsabbestellungen.

Seither weiss ich, dass die Verbreitung von Selbstmord-Nachrichten nicht unbedingt zu den wertvollsten Bestandteilen der Lokalchronik gehört. Schliesslich kann man sich ja auch fragen: Wer hat etwas davon? Wo es niemandem nützt, sollte die Zeitung nicht ohne Not Privatangelegenheiten breittreten.

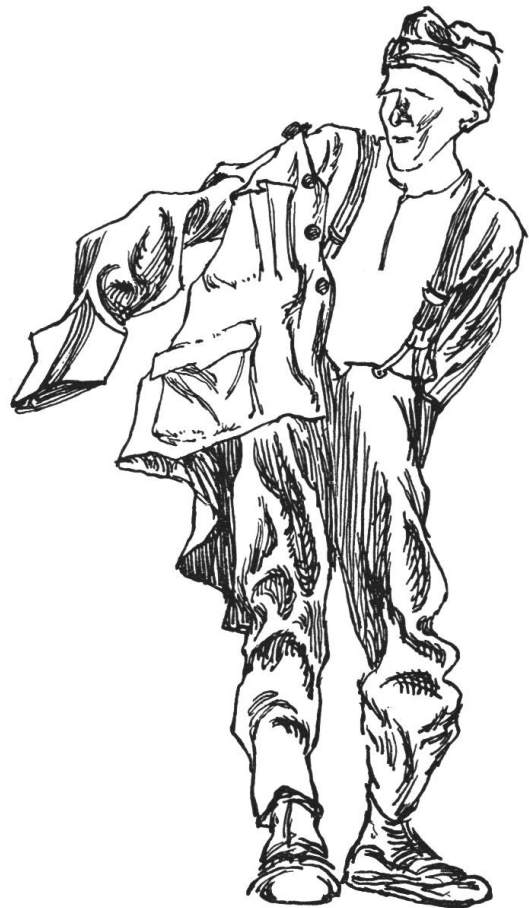
Wer in der Lokalchronik einen Artikel findet, der ihm nicht passt, kommt gewöhnlich auf die Redaktion und fragt: « Wer hat das geschrieben? » Die wenigsten Leute wollen begreifen, dass es ein Redaktionsgeheimnis gibt. Bei uns jedoch wird das Redaktionsgeheimnis immer aus Grundsatz gewahrt, selbst wo es sich um ganz nebensächliche Dinge handelt. Ohne seine ausdrückliche Zustimmung wird kein Einsender preisgegeben.

Natürlich darf man in der Zeitung nicht schreiben, was man will. In etwa zehn Prozessen strafrechtlicher und zivilrechtlicher Art habe ich im Verlauf der Jahre erkennen gelernt, wie weit man in unserm Kanton etwa gehen darf.

Einmal berichtete ein Korrespondent, ein Auto habe einen Radler « überfahren ». In dem langen Prozess, der daraus entstand, wies der Automobilist nach, dass er unschuldig sei. Ich meinerseits machte geltend, das « Tagblatt » habe ja nicht das Gegenteil behauptet, sondern es habe bloss gesagt, das Auto habe den Radler « überfahren », weil ja das Gegenteil gar nicht möglich wäre. Merkwürdigerweise stimmten aber die Herren Obrichter, die sich mit dem wichtigen Handel zu befassen hatten, in diesem Punkte der These des Gegners zu. Im Ausdruck « überfahren » sei der Vorwurf der Schuldhaftigkeit enthalten.

Beschwerden von Abonnenten

Als meine liebe Mutter seinerzeit glaubte, mit meiner Ernennung zum « Tagblatt »-Redakteur seien die Geschehnisse der grossen und der kleinen Welt gewissermassen in meine Hände gelegt, da wurde sie freilich das Opfer eines Irrtums. Das « Tagblatt » gehört ja nicht mir, sondern eben — meinem Verleger. Bei ihm liegt die letzte Besitz- und Verfügungsgewalt. Aber auch er ist noch nicht ganz der allmächtige Herrgott auf Erden. Das « Tagblatt » ist ein privates Zeitungsunternehmen. Es muss nebst den journalistischen auch die politischen und kaufmännischen Gegebenheiten im Auge behalten. So kommt es



Bernegger

Federzeichnung

schliesslich, dass man « geschoben wird, während man zu schieben glaubt ».

Grundsätzlich ist der Redakteur in der Gestaltung seines Blattes frei, dies natürlich innerhalb der vorweg bestehenden Richtlinien und Voraussetzungen. Wenn ich meinen Verleger mit andern, mir bekannten Zeitungsherausgebern vergleiche, so kann ich mich nicht beklagen.

In die Redaktionsführung mischt er sich normalerweise nicht ein. Allerdings sieht er es ungern, wenn ein Feuilleton etwas mehr kostet als üblich. In diesem Punkte macht er mir meine Bestrebungen, ein wenig kulturveredelnd zu wirken, recht schwer. Nur ist es leider so, dass auch vielen Leserinnen die billigen ausländischen Romane besser gefallen als währschafte Schweizerkost. Dies ist meinem Verleger wohl bekannt, und deshalb hat er für meine kulturellen Vorhalte immer nur ein halbes Ohr.

Wenn mehr als drei Abonnenten im Tage die Zeitung abbestellen, wird er unruhig und erkundigt sich bei mir nach den vermutlichen Gründen. Diese Gründe sind oft sehr merkwürdig.

Unser « Tagblatt » veröffentlicht im Inseratenteil auch die amtlichen Steigerungspublikationen, die sehr oft in letzter Stunde, wenn die Platte der Zeitung schon gegossen ist, zurückgezogen werden. Es bleibt dann nichts mehr übrig, als den Satz aus der Bleimasse auszusteichen, wodurch dann an der betreffenden Stelle in der Zeitung ein weisser Fleck erscheint. Um unsern Lesern die rätselhaften Lücken verständlich zu machen, liess nun der Stereotypenreuter eine zeitlang bloss den Titel « Steigerungspublikation » stehen, in der Meinung, es werde dann dem Leser möglich sein, sich die Zusammenhänge zu erklären.

Eines Tages erhielt ich daraufhin folgenden Brief:

Tit Redaktion!

Da Sie nichts mehr anderes wissen in die Zeitung zu schreiben als „Steigerungspublikationen“, sogar wenn gar nichts zu versteinern ist, teile ich Ihnen mit, dass ich als langjähriger Abonnent hiermit das „Tagblatt“ re-füsiere. Das notleidende Gewerbe hat schon Sorgen genug, ohne dass es in der Zeitung jeden Tag noch lesen muss „Steigerungspublikation“, wo der Platz schon offen ist, wo man uns verlocken will ...

Dies zur Kenntnisnahme.

Mit Hochachtung

XX.

Zu Ehren des geplagten Mannes muss ich jedoch sagen, dass er nicht unbelehrbar blieb, und dass er, gestützt auf die erhaltene Aufklärung, heute noch zu unsern Abonnenten zählt.

Von seinem Verleger wird die Tüchtigkeit des Redakteurs gewöhnlich nach dem Verlauf der Abonnementskurve

beurteilt, trotzdem dabei dem armen Zeitungsschreiber auch schweres Unrecht geschehen kann. Politische Konstellationen, Wirtschaftskrisen, propagandistische und technische Tüchtigkeit des Verlegers selbst, sprechen hier auch ein gewichtiges Wort mit.

Als ich meine Redaktionstätigkeit aufnahm, war ich selbst gespannt darauf, zu erfahren, welches eigentlich die Auflage « meiner » Zeitung sei. Solang ich mich zurückbesinnen kann, las bei uns zu Haus und in der Nachbarschaft jedermann das « Tagblatt », so dass ich natürlich der Meinung war, die Gesamtauflage müsse eine ganz beträchtliche sein.

Mit der Zeit erfuhr ich dann, wie es sich mit den verschiedenen Auflageziffern, die über unsere Provinzpresse etwa im Umlauf sind, verhält. Wenn ich nun die Auflage des « Tagblatt » zu Beginn meiner Tätigkeit mit 4000 Exemplaren angebe, so ist damit die Zahl der tatsächlich jeden Tag gedruckten Nummern gemeint. Die Abonnentenzahl war etwas geringer. Wenn wir heute, trotz der schlechten Wirtschaftslage und trotz der Radio- und Wochenblätterkonkurrenz tausend Abonnenten mehr zählen, so darf ich dies zum Teil auch auf mein Konto buchen.

Ich darf mit ruhigem Gewissen behaupten, dass das « Tagblatt » — wie die meisten Schweizer Zeitungen — finanziell unabhängig ist, was natürlich nicht heissen will, dass es überhaupt keine Rücksichten, nach gar keiner Seite, zu nehmen habe. Wir leben in einer menschlichen Gemeinschaft, wie alle unsere Leser, Abonnenten, Inserenten, Korrespondenten und sonstigen Mitarbeiter auch. Wäre es von Vorteil, wenn in unserer Demokratie auch nur *Einer* wäre, der frei schalten und walten könnte, der mit uns umspringen würde nach Belieben? Nein, das wollen wir in der Schweiz nicht, und damit müssen sich auch die Zeitungsschreiber abfinden.

Was die Druckfehler betrifft, so habe ich mich mit ihnen längst abgefunden. Sie gehören zu unserem Dasein, wie das

Zahnweh. Oft sind sie überhaupt erheitert, so z. B. wenn sich der frontistische « Grenzbote » in einem Werbesprospekt als « Grunzbote » bezeichnet. Wer möchte solch sonnige Scherze missen in unserer trüben Gegenwart?

Ich lasse stehen gebliebene Druckfehler am andern Tage nur noch berichtigen, wenn es gilt, einem Prozess auszuweichen, oder wenn geradezu das Renommée des « Tagblatt » durch den begangenen Lapsus gefährdet ist. In allen andern Fällen gilt bei uns der Grundsatz: « Mach dir nicht zu grossen Kummer, Morgen kommt die neue Nummer . . . ! »

Wenn es bloss auch die lieben Mitarbeiter so halten wollten.

Schwierige Mitarbeiter

Ein Sekundarlehrer kündete mir einmal eines falsch gesetzten Kommas wegen die Treue auf, was mich sehr ärgerte, da sich der Mann in der Lokalgeschichte gut auskennt und ein vorzüglicher Stilist ist.

Weniger empfindlich ist ein anderer meiner Korrespondenten, der es, wie ich glaube, von weitem riecht, wenn irgendwo ein Pferd in ein Schaufenster springt, eine Hühnerfarm abbrennt oder ein Eisenbahnzug entgleist. Überall ist dieser flotte Bursche zugegen, alles meldet er mir, ein geborener Reporter, der nur den Fehler hat, kaum ein deutsches Wort ohne orthographischen Fehler schreiben zu können. So wie der liebe Herrgott verschiedene Kostgänger hat, so bekommen wir Redaktoren es in unserer Tätigkeit eben auch mit mancherlei Leuten zu tun.

Kürzlich feierte in einem Nachbardorf der dortige Lehrer sein 40jähriges Dienstjubiläum. Daraufhin erhielt ich von einem « langjährigen Abonnenten » ein ebenso langfädiges « Gedicht », in dem die Verdienste des ergrauten Jugend Erziehers gepriesen wurden. Das Gedicht war, wie sein Verfasser meinte, in urchigem Dialekt geschrieben. In Wirklichkeit aber bestand es aus zwei oder drei verschiedenen Mundarten, denen auch etwas Schriftdeutsch beigemischt war. Trotzdem

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Bemerkungen zum Film:

«Fräulein Huser»

Es ist erfreulich, dass unsere schweizerdeutsche Muttersprache immer mehr, nicht nur für Possen, sondern auch für ernste schweizerische Filme verwendet wird. Leider enthält der jüngste Film «Fräulein Huser» einige Ausdrücke und Redewendungen, welche im Hochdeutschen, aber nicht im Dialekt vorkommen.

○ Falsch + Richtig

- *Fräulein Huser.*
 - + *s Fröiläin Huuser* (züritütsch),
 - (I stel Ene daa d Fröiläin X. vor) wird oftmals gesagt. Die Verwendung des weiblichen Artikels ist aber sprachlich unlogisch. (Nominativ: *Das Fröiläin*, nicht *die Fröiläin*, desgleichen der Akkusativ.)
 - *Beachte Si bitte dē tadellos Sitz !*
 - + *Lueged Si nu, wien Ene daas guet chunt !*
 - *Darf i Si bitte ?*
 - + *Wänd Si so guet sy ?*
 - *Wän faarscht Du nach Gänf ?*
 - + *Wän faarscht Du uf Gänf ?* (ie)
 - *Warum häsch du gwäint ?*
 - + *Wurum häscht gschroue ?* (Auch: *priegget*, *prüelet*, baslerisch: *ggrynet*, bärntütsch: *ggrännet*. Der Ausdruck «wäine» ist im Schweizerdeutschen durchaus nicht etwa zarter, er ist einfach falsch.)
 - *Bitti, lönd Si in grüesse !*
 - + *Sind Si so guet und lönd Si en grüeze !*
 - *Ich ha mich giirt !*
 - + *I bi gfriiret.*
 - *Sie wünschd ?*
 - + *Was isch Ene gfelig ?*
 - *Du Khatzekhopf !*
- Dieser Kosenamen, auf « züritütsch: *Chatzekhopf* », wohl ein Ersatz für: « *Chindschopf* » ist im Dialekt eine Art Mörser, welcher beim Schiessen Verwendung findet.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg.

der Verfasser selbst in unserer Gegend aufgewachsen ist und den Unterricht des zu feiernden Lehrers genossen hat, war er nicht in der Lage, einen einigermaßen reinem Dialekt zu schreiben. Das Gedicht war auch in anderer Hinsicht äusserst mangelhaft. Da aber für unser Blatt die Gunst zweier langjähriger Abonnenten (nämlich des « Dichters » und des Lehrers) auf dem Spiele stand, blieb mir nichts anderes übrig, als mich an die Schreibmaschine zu setzen und das Gedicht gründlich zu überarbeiten. Unter das Produkt unserer gemeinsamen literarischen Bemühungen setzte ich wunschgemäß die Initialen des geistigen Urhebers, der mir einige Tage später den herzlichsten Dank dafür aussprach.

Leider ist es so, dass unser Volk der Dichtkunst ganz arglos aber auch unkritisch gegenübertritt. Jeder Bauer versteht, dass man nicht melken kann, wenn man es nicht gelernt hat, jeder Schreiner weiss, dass das Hobeln eine Kunst ist, aber es gibt viele, leider nur allzu viele « alte Abonnenten », die sich in der Dichtkunst aller Dialekte und der Schriftsprache vollständig sicher fühlen.

Von allen meinen Mitarbeitern sind mir die Dichter die unangenehmsten.

Ein guter Teil des redaktorlichen Berufsgeheimnisses besteht darin, mit allen Erdenbürgern auf gute Art fertig zu werden, *überhaupt fertig zu werden*. Denn mit Diskutieren und Rasonnieren ist noch nie eine Zeitung gemacht worden.

Bankette sind kein reines Vergnügen

Im Nachlass meines Vorgängers fand ich seinerzeit, wohlverborgen unter verstaubten Akten, ein Bündel von über fünfzig verschiedenen Menükarten. Ich glaube, es standen da alle Leckerbissen verzeichnet, die zwischen Moskau und Lissabon je zusammengeschmort worden sind.

Mein Vorgänger war ein handfester Trinker und demgemäss sicher auch ein

tüchtiger Esser. Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass er die Menükarten nicht aus triebhafter Fresslust gesammelt hat, sondern eher aus einem gewissen Galgenhumor. Es ist ja längst bekannt: Wo es etwas zu fr . . . gibt, sind die Journalisten dabei. Ich weiss aber aus eigener Erfahrung, dass die Bankette bei uns Zeitungsschreibern gar nicht so beliebt sind, wie man etwa glauben könnte. Jedes Bankett bedeutet für mich Zeitverlust, sehr oft lange Nacharbeit für die Berichterstattung, von den nachfolgenden Reklamationen der nicht genügend hervorgehobenen Redner gar nichts zu sagen.

Aber diese Bankette vermitteln uns auch lustige Erlebnisse.

Als wir unser Heimatkundemuseum einweihen, gab es ein grosses Festessen, das durch die Anwesenheit des Herrn Regierungsrat . . . samt Gemahlin eine besondere Bedeutung erhielt. Unser um die Lokalgeschichte sehr verdienstlicher Herr Pfarrer G. konnte der Versuchung nicht widerstehen, zum Bankett eine ziemlich gewichtige keltische oder römische Grabsteintafel mitzunehmen, die er mit Stolz unter den Gästen herumreichte. Diese Tafel bildete ein ganz besonderes Schmuckstück der pfarrherrlichen Privatsammlung. Als der geistliche Würdenträger die Tafel der Frau Regierungsrat zur Bewunderung überreichte fiel die Dame einem peinlichen Irrtum zum Opfer, indem sie glaubte, der ehrwürdige historische Gegenstand werde ihr zur Feier des Tages als Geschenk überreicht. Sie bedankte sich herzlichst beim Herrn Pfarrer, reichte den Mehrkilostein ihrem Gemahl hin, der ihn schicklich bewunderte. Der Herr Pfarrer seinerseits machte gute Miene zum bösen Spiel, während ihm, dem leidenschaftlichen Sammler, dieser schwere Verlust fast das Herz abdrückte. Den ganzen Nachmittag schleppte die Frau Regierungsrat den Stein während einer anschliessenden Autofahrt mit sich, zum geheimen Ergötzen der « Journalisten auf der Lästerbank », denen die stille Tragödie nicht entging.

Die Herren Kollegen

Von Organisatoren solcher Festessen bin ich etwa schon gefragt worden, ob es mir nichts ausmachen würde, neben dem Herrn Redaktor X, von der bösen Konkurrenz, zu sitzen. Gottlob sind wir in unserer Stadt seit Jahren über diese Kindereien hinaus. Bei vollständiger Wahrung unserer verschiedenen politischen und religiösen Anschauungen verkehren wir als Berufsgenossen korrekt miteinander. Wir sind nicht « frère et cochon », aber eine persönliche Begeiferung der Redaktoren kommt in unserer Lokalpresse seit Jahren gar nicht mehr in Frage. Trennend stehen zwischen uns die verschiedenen Ideale, in deren Dienst wir stehen und an die wir glauben. Daneben verbinden uns aber unsere gemeinsamen Berufssorgen, die in allen Zeitungen und in allen Betriebsformen (Privatverleger, Aktiengesellschaft, Genossenschaft usw.) die nämlichen sind. Auch hat ein jeder von uns von der Arbeit des andern eine zu hohe Achtung, als dass er sich zu persönlichen Ausfällen verleiten liesse, die keiner Idee nützen können.

Hie und da trifft es sich, dass wir bei einer Besichtigung oder nach einer Versammlung Gelegenheit zu gemüthlichem Beisammensein finden. Dann zeigt es sich, dass auch wir Journalisten keine Leimsieder sind. Wenn dann das Publikum sieht, wie wir « die Köpfe zusammenstecken », so ist uns das noch einmal egal. Sind wir Redakteure eigentlich dafür bezahlt, dass wir uns gegenseitig anrempeln? Jahraus, jahrein sitzen wir morgens um 7 Uhr, 6 Uhr, oder noch früher am Redaktionspult. Für uns gibt es keine geregelte Arbeitszeit. Es gibt keine Stunde, zwischen 0—24 Uhr, die mich — und meine Kollegen — nicht oft schon an der Arbeit gesehen hätte.

Ich bin jetzt bald vierzigjährig und habe mich, da in meiner Zeitung immer soviel von Altersfürsorge steht, auch

schon etwa gefragt, wie es in diesem Punkt eigentlich mit mir stehe. Einen sechzigjährigen Alleinredaktor des « Tagblatt » kann ich mir nämlich nicht vorstellen. Hätte ich doch Kaufmann bleiben sollen? Vielleicht sässe ich jetzt längst als « gemachter Hirsch » auf meinen Kaffeesäcken.

— Nein, ich bin meinem Verleger heute noch dankbar, dass er mich in dieses wogende Treiben des Tagesjournalismus geführt hat. Ich fühle am Pulsschlag der Zeit, was, weiss Gott, gerade gegenwärtig interessant genug ist.

In den ersten Jahren meiner Tätigkeit am « Tagblatt » durchfuhr mich jedesmal, wenn ich in den Konkurrenzblättern eine Neuigkeit las, die mir entgangen war, ein sonderbarer Krampf. Nie hätte ich in einem öffentlichen Lokal die « Nachrichten » gelesen oder sie in einem Kiosk gekauft, da wir uns auf den Standpunkt gestellt hatten, dass es dieses Blatt sowie die übrigen Konkurrenzorgane gar nicht gebe.

Heute ist das vorbei. Jedermann in unserer Stadt weiss, was er im « Tagblatt » findet und was er in den « Nachrichten » suchen muss. Was hätten überhaupt die vielen Zeitungen im Schweizerland für einen Sinn, wozu wäre unsere Pressefreiheit noch nütz, wenn alle Blätter am gleichen Tage genau das gleiche bringen würden? Nein, das schweizerische Pressewesen muss vielfältig bleiben wie unsere Kultur.

Als ich vor nahezu fünfzehn Jahren ans « Tagblatt » kam, da glaubte ich selber ein wenig ein personifizierter Herrgott geworden zu sein. Heute weiss ich, dass meine Zeitung nicht anderes ist als eines jener zahllosen Steinchen im Mosaik unseres Geistes- und Kulturlebens. Ich darf aber wohl sagen, dass das Steinchen seine bestimmte Farbe hat und dass es eine wahrnehmbare Lücke gäbe, wenn es aus dem Bilde herausfiele.

Das mag genügen für dieses Dasein.